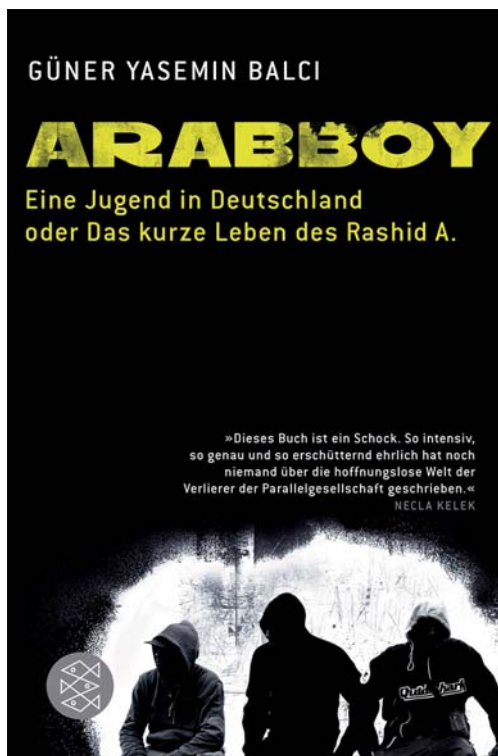


Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

# Güner Balci

## Arabboy



Preis € (D) 8,95 | € (A) 9,20 | SFR 15,90

ISBN: 978-3-596-18242-8

288 Seiten

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009

## Arabboys. Ein Vorwort

Manchmal treffe ich sie noch zufällig auf der Straße im Berliner Rollbergviertel – Sami, Hussein, Yussuf und Farid, die inzwischen alle älter geworden sind. Ich treffe sie immer dann, wenn sie gerade einmal wieder aus dem Gefängnis entlassen wurden oder wegen guter Führung Freigänger geworden sind, die für den Rest ihrer Haftstrafe nur abends eingesperrt werden. Nur Rashid fehlt, die Hauptperson der Geschichte, die ich hier erzähle, und der Anführer der Clique von »Arabboys«. Ich kenne sie alle, die Jungen und Mädchen, die in dieser Geschichte unter verändertem Namen eine Rolle spielen. Ich bin mit ihnen aufgewachsen, mit manchen von ihnen war ich vor vielen Jahren einmal befreundet.

Als ich mit meinen Eltern und meinen drei älteren Geschwistern 1978 aus einer kleinen Gartenlaube ins Berliner Rollbergviertel zog, konnte noch keiner ahnen, dass sich diese Gegend in den darauffolgenden Jahren zu einem Problemkiez mit hoher Arbeitslosigkeit, Kriminalität und Gewalt entwickeln sollte. Ich hatte damals viele deutsche, aber auch türkische, jugoslawische, griechische Freunde – mein Vater ermunterte mich und meine Geschwister zu vielfältigen Kontakten. Sie waren ihm wichtig, er sah in ihnen den notwendigen sozialen Kitt, um hier in Deutschland wirklich anzukommen. So dachten nicht alle in der türkischen Nachbarschaft, viele

mieden besonders die Deutschen, sie hatten Angst, ihre Herkunftskultur zu verlieren, sie wollten lieber unter sich bleiben, ihre Muttersprache pflegen.

Als Kind habe ich mich oft über meinen Vater geärgert, der immer so nett zu den Deutschen war, so freundlich über sie sprach und mich in den katholischen Kindergarten schickte, der für mich ein angstbesetzter Ort war. Hier – wie auch später in der Schule – galt ich als »Türkin«, dabei sprach ich damals kaum Türkisch, meine Muttersprache war Deutsch. In der Grundschule war das mein Glück, sonst wäre ich noch in der »Türkenklasse« gelandet und die galt unter uns Schülern als Looser-Verein. Für diese Klasse wurde eigens ein türkischstämmiger Lehrer abgestellt, der selbst kaum des Deutschen mächtig, dafür aber sehr autoritär war und seinen eingeschüchterten Schülern laut brüllend Befehle erteilte. Ich weiß nicht, was sich die zuständige Schulbehörde dabei gedacht hat – vermutlich entsprach das der damals immer noch vorherrschenden Erwartung, »die Türken« würden eines Tages wieder zurück in die Türkei gehen. Sie sind aber geblieben. Wenn ich heute Schüler aus der »Türkenklasse« treffe, dann sind diese meist Gemüsehändler geworden oder betreiben eine Dönerbude, haben früh geheiratet und sprechen zu Hause Türkisch mit ihren Kindern. Sie haben es nicht anders gelernt und so geben sie an ihre Kinder weiter, was schon ihr eigenes Ankommen in Deutschland verhindert hat.

Die ersten Jahre in der Grundschule dachte ich auch, wir seien Türken. Meine Eltern redeten miteinander oft

in einer Sprache, die ich nicht verstand. Erst als ich anfang, Fragen zu stellen, erfuhr ich, dass es nicht Türkisch war, was sie sprachen, sondern dass meine Eltern weder türkisch noch kurdisch, sondern *zaza*, eine bis in die 1980er Jahre in der Türkei verbotene Sprache, pflegten, zu der eine ganz eigene Kultur gehört. Um uns zu schützen, sprachen sie mit uns Kindern nicht darüber.

Meine Eltern waren in den 1960er Jahren als Teil der ersten Gastarbeitergeneration aus einem kleinen ost-anatolischen Dorf nach Deutschland gekommen. Mein Vater war Ende zwanzig, als er, den Verlockungen der modernen Welt folgend, die neue Heimat betrat. Meine Mutter, die ein Jahr später mit meiner älteren Schwester nachkam, war gerade zwanzig geworden. Ihre Gastarbeiter-Karriere, die in Bayern begonnen hatte, wo sie wie so viele andere in verschiedenen Fabriken arbeiteten, brachte sie eines Tages auch nach Berlin-Neukölln, wo mein Vater als Fahrer eines Krankenwagens und meine Mutter als Raumpflegerin arbeitete. Als sie ihre Arbeit nach 25 Jahren aus gesundheitlichen Gründen aufgeben musste, schenkte man ihr einen Blumentopf.

Auch meine Eltern dachten lange Jahre daran, eines Tages wieder zurückzukehren in die Türkei. Sie wollten hier, in Deutschland, Geld verdienen, um sich dort, in der Türkei, eine eigene Existenz aufzubauen. Als ich 1975 in Berlin als Letztes von vier Kindern auf die Welt kam, war von Rückkehr nicht mehr die Rede, auch wenn die Sehnsucht nach der Heimat, in der sie aufgewachsen waren, ein Leben lang blieb. Als mein Vater vor sieben

Jahren plötzlich starb, entschieden wir, ihn nicht in die Heimat zu überführen, sondern hier beizusetzen. Er hatte die meiste Zeit seines Lebens in Deutschland verbracht, seine Kinder lebten hier und seine Enkelkinder würden sich kaum auf den Weg zu einem Friedhof in den Bergen Ostanatoliens machen.

Die Entscheidung, hierzubleiben, hing auch mit der mangelnden Qualität des staatlichen türkischen Schulsystems zusammen, das meine Eltern ihren Kindern nicht zumuten wollten. Mein Vater hatte nur vier Jahre lang die Grundschule besuchen können, meine Mutter hatte nie die Möglichkeit erhalten, lesen und schreiben zu lernen. Der Schulerfolg ihrer Kinder war beiden wichtig. Mein Vater erschien zu jedem Elternabend in seinem besten Anzug und meine Mutter ließ uns nie ohne Frühstück und ein großes Paket Butterbrote in die Schule. Ihre ganze Hoffnung galt uns Kindern, wir sollten studieren, um es einmal besser zu haben als sie. Schon als Schulmädchen fiel mir auf, dass es in meinem Freundeskreis Kinder gab, deren Eltern sich weitaus weniger um sie kümmerten. Kinder, die oft bis spät in den Abend vor dem Briesen-Eck, der Stammkneipe ihrer Eltern, warteten – so wie Bea in dieser Geschichte – und morgens zu spät und unausgeschlafen in die Schule kamen, meist ohne Frühstück und ohne Pausenbrot.

Anfang der 1980er Jahre veränderte sich die soziale Mischung in unserem Viertel. Viele arabische Familien zogen zu. Ein großer Teil von ihnen kam aus dem Libanon, sie waren vor dem Krieg geflohen, der das Land zer-

störte. Viele von ihnen lebten in einem heruntergekommenen Altbau in der Kopfstraße, das im Sprachgebrauch der anderen bald das »Araberhaus« hieß. Sie waren arm, das konnte man ihnen schon an der Kleidung ansehen, und sie waren zahlreich. Jede Familie hatte mindestens vier Kinder, oft mehr, und die waren den ganzen Tag auf der Straße. Zumindest die Jungen.

Ihre Schwestern bekam ich kaum zu Gesicht, erst später erfuhr ich, dass die arabischen Mädchen mit Beginn der Pubertät nicht mehr allein auf die Straße, erst recht keine Freundschaften pflegen durften – daran hat sich bis heute nichts geändert. In vielen türkischen Familien war das nicht anders. Unter meinen Freundinnen gab es nur wenige türkische Mädchen, die mussten zu Hause bleiben, und viele von ihnen flüchteten in die Ehe und in die Mutterschaft. Nur wenigen gelang es, sich über den Bildungsweg von ihren Familien und den patriarchalischen Geboten zu emanzipieren – die aber kamen fast nie aus Arbeiter- oder Flüchtlingsfamilien. Ihre Brüder hingegen flohen vor den engen Verhältnissen zu Hause, in denen die Frauen das Regiment hatten, auf die Straße.

Die arabischen Familien waren lange Jahre nur geduldet, als Flüchtlinge erhielten sie keine Arbeitserlaubnis. Ihre Söhne, die in einer Umgebung aufwuchsen, die im Verhältnis dazu geradezu wohlhabend war, schufen Abhilfe. Sie wollten haben, was andere Jugendliche auch hatten. Die Mittel dafür wussten sie sich zu beschaffen. Anfangs war es der Griff in die Kasse eines Zeitschriftenkiosks, der Handtaschenraub oder der Überfall auf

kleinere Kinder, denen sie das Taschengeld »abzogen«. Aber im Laufe der Jahre entwickelte sich aus den gelegentlichen Diebstählen immer stärker eine organisierte Kriminalität. Den Status des Einzelnen konnte man an seinem Auto ablesen, wer das teuerste Fahrzeug fuhr, stand in der Rangordnung am höchsten. Ihre Eltern schauten weg – sie waren mit anderen Problemen beschäftigt, mit der dauernden Erneuerung der Aufenthaltsgenehmigung, mit den Bittgängen zum Sozialamt, um endlich eine menschenwürdige Wohnung zu erhalten, mit den kleinen Schwarzarbeiten, um die Familienkasse aufzubessern. Ihre Söhne entglitten ihnen mehr und mehr – solange sie sich nicht mit einer »Deutschen« einließen, keine Drogen nahmen, abends zu Hause waren, dem für die Moschee zuständigen Hoča ehrerbietig begegneten und sich auf den Familienfesten anständig zu benehmen wussten, wurden keine Fragen gestellt, was sie den Tag über machten.

Meine älteren Brüder passten auf mich auf, aber nie hat mich einer von ihnen – so wie ich es von anderen Mädchen kannte – beleidigt oder geschlagen, sie haben mit mir geredet, wenn ich mal wieder zu spät nach Hause kam oder mit den falschen Leuten herumhing. Dafür bin ich ihnen bis heute dankbar, es hätte auch anders kommen können. Denn ich wusste oft mehr von den kriminellen Machenschaften im Viertel, als ich wissen sollte. Ich bekam viel aus erster Hand mit – wer weswegen verhaftet wurde, wo sich gerade eine Fehde zwischen den arabischen Clans anbahnte. Ich erfuhr im Dönerimbiss,

warum jemand halb totgeschlagen worden war und weshalb der Palästinenser von nebenan seinen Schwager mit einem Küchenmesser abgemetzelt hatte. Im Kiez brodelte die Gerüchteküche, aber nach außen hielt man dicht, aus Furcht vor Rache oder auch aus Sympathie mit den Tätern, die ohnehin oft aus dem eigenen Verwandtenkreis kamen.

Mein großes Vorbild war meine Schwester. So wie sie, die als Erste unter den Balcis und Mirzanlis das Abitur in der Tasche hatte, wollte ich auch werden. Nach dem Abitur fing ich an, Erziehungswissenschaft zu studieren und mit Kindern und Jugendlichen im Rollbergviertel zu arbeiten. Ich wollte dazu beitragen, dass besonders die Mädchen mit mehr Selbstbewusstsein auftreten konnten. Wie sie – auch unter den Jugendlichen selbst – oft behandelt wurden, die vulgären Kellergeschichten, die man herumerzählte, und die erniedrigenden Rufmorde, die betrieben wurden und für die Betroffenen den sozialen Tod bedeuteten, hatten mich schon während der Schulzeit verstört. Dagegen wollte ich etwas tun.

Für viele meiner Schützlinge war ich sowohl Vertraute wie Vorbild – eine, die es »geschafft« hatte und die in diesem Viertel aufgewachsen war und damit immer noch direkten Zugang zu ihrem Milieu hatte. Ich kannte ihre Väter und Mütter, ich kannte die Orte, an denen die Jungen sich trafen, und ich wusste von den Problemen innerhalb der Familien, von der physischen Gewalt, der manche Kinder und Jugendliche ausgesetzt waren. Die Jugendlichen hatten großes Vertrauen zu mir, sie

kannten mich seit Jahren und für viele war ich eine Art Brücke zur Außenwelt. Es kam immer wieder vor, dass sich Mädchen und Jungen an mich wandten, wenn sie Hilfe oder nach einer Möglichkeit suchten, von zu Hause wegzukommen, weil ihre Väter und Mütter sie brutal prügeln oder eine Zwangsehe drohte. Dann habe ich ihnen professionelle Hilfe vermittelt und sie ein Stück auf ihrem Weg begleitet.

Über die Jahre konnte man in dem Viertel beobachten, dass die Jungen aus den arabischen und türkischen Familien zunehmend die öffentlichen Plätze besetzten. Die meisten deutschen Familien zogen weg. Sie kapitulierten vor dem Faustrecht, das hier die Straße beherrschte, vor den Machtkämpfen, durch die schwächere Jugendliche, die keinen Familienclan hinter sich hatten, verdrängt wurden. Eine Clique von hauptsächlich arabischen Jungen tyrannisierte die Anwohner und organisierte ihre kriminellen Machenschaften immer unverhohlener. Wer keinen Stress mit ihnen wollte, machte einen großen Bogen um die Plätze, an denen sie sich aufhielten.

Ich war eine von zwei jungen Frauen in einer Jugendeinrichtung, die damals auch für die arabischen Jungen offen war. Zusammen mit zwei männlichen Mitarbeitern, die wie ich als Honorarkräfte dort arbeiteten und ebenfalls im Rollbergviertel aufgewachsen waren, und meiner Kollegin, die als Einzige von uns eine bereits abgeschlossene pädagogische Ausbildung hatte, hielten wir die Einrichtung aufrecht. Von Zeit zu Zeit arbeiteten wir mit Sozialarbeitern und Streetworkern zusammen, die in

dieses Viertel kamen und oft bald auch wieder gingen. Viele von ihnen hatten allzu romantische Vorstellungen, wie man mit den Jungen reden und umgehen müsse, um sie »von der Straße zu holen« und von ihren kriminellen Geschäften abzubringen. Ihre Schützlinge dankten es ihnen nicht – für sie waren solche »Gutmenschen« einfach nur »Opfer«, die man wunderbar für eigene Zwecke instrumentieren konnte. Sie verachteten diese hilflosen Helfer, die aus Angst über vieles, was hinter ihrem Rücken vorging, den Mund hielten – auch um ihren eigenen Ruf als erfolgreiche Streetworker nicht zu gefährden. Die meisten Sozialarbeiter verschwanden wieder, ohne etwas zum Besseren gewendet zu haben, einige von ihnen – wie Oliver und seine beiden Kollegen in dieser Geschichte – am Rande des Nervenzusammenbruchs.

Wir in der »Waschküche« blieben einige Jahre. Die Front der gewalttätigen Jungen mit ihren sexistischen Übergriffen, die auch uns die Arbeit schwer machten, schweißte uns zu engen Verbündeten zusammen. Gerade für die kleineren Jungen im Viertel war die »Waschküche« oft der einzige Rückzugsort vor der Gewalt zu Hause und auf der Straße. Wir spielten und malten mit ihnen – die Möglichkeit, mit Pinsel und Farbe umzugehen, kannten die meisten höchstens aus der Schule. Sie kamen immer pünktlich und hatten große Freude am Malen. Manche brauchten auch einfach nur ein warmes Glas Tee und ein Toastbrot und waren damit glücklich. Heute sind die meisten dieser »Kleinen« im Knast. Weder der Malkurs noch das Toastbrot haben sie davor bewahren können.

Was aus ihnen im Laufe der Jahre werden würde, konnte man an den Lebenswegen der älteren arabischen Jungen zwischen 14 und 19 Jahren studieren. Sie waren für uns schon verloren, als wir mit der Arbeit anfangen. Sie konnten wir nie erreichen, sie folgten dem Vorbild ihrer großen Brüder, die sich im Viertel bereits einen kriminellen Ruf erworben hatten, oder einem wie Aabid, der es vom armen Flüchtlingsjungen zu einer kriminellen Kiezgröße gebracht hatte und unter ihnen als »Mega-Checker« galt. Für den Jungen, den ich in dieser Geschichte »Rashid« nenne, war er das große Vorbild.

Nach vier Jahren in der »Waschküche« kapitulierte ich. Die eigenen Ansprüche an unsere Arbeit waren im Laufe der wachsenden Aggression im Viertel immer bescheidener geworden. Wir atmeten schon auf, wenn die Jungen den Jugendtreff nicht überfielen und sich nicht, wie so oft, einen Schwächeren, ein »Opfer« schnappten, um es heimlich oder auch offen zu quälen. Irgendwann sah ich keinen Sinn mehr darin, durch zwanzig Stunden Freizeitgestaltung in der Woche einen Entwicklungsprozess aufhalten zu wollen, der seinen unvermeidlichen Gang nahm. Der Endpunkt war für mich erreicht, als meine Kollegin eines Tages angegriffen wurde und ich selbst Gewalt anwenden musste, um Schlimmeres zu verhindern. Dieser Vorfall beschäftigte mich lange. Ich hatte keine Lust mehr auf die Gewalt, die ständig in der Luft lag, auf die Zerstörungswut von Jungen ohne Zukunftsperspektive, die sich wie geprügelte Hunde benahmen und jeden bissen, der ihnen nahe kam. Ich zog mich zurück.

Ein Jahr später wurde die »Waschküche« geschlossen, die Finanzierung eingestellt.

Verlorene Jahre waren es für mich bei aller Frustration nicht gewesen. In meiner Zeit im Rollbergviertel habe ich mehr über das Leben gelernt als an irgendeinem anderen Ort. Ich habe gelernt, wie Macht entsteht und wie Menschen sich entrechten lassen, wie subtil und variantenreich die Formen von Gewalt sein können, und ich habe mit angesehen, wie Menschen zerstört werden. Aber ich habe auch gesehen, wie zerbrechlich zuweilen selbst die härtesten Typen sind, wenn man hinter ihre Fassade schaut.

So einer war auch Rashid, den ich kennenlernte, als er zehn Jahre alt war. Rashid war ein auffällig schöner Junge, einer, der bei den Mädchen ankam, sich sorgfältig kleidete und smarter war als die meisten seiner Freunde. Er stammte aus einer palästinensisch-libanesischen Familie, die zeitweilig im Araberhaus wohnte. Ein Junge wie er hätte es vielleicht auch in der deutschen Gesellschaft zu etwas bringen können, für seine Familie und sein soziales Umfeld aber war alles Deutsche verachtenswert. Seine Eltern waren Fremde in diesem Land geblieben. Sich mit den Deutschen gemeinzumachen, galt und gilt auch heute noch als »haram«, als Sünde. Nie hätte Rashid es gewagt, seine deutsche Freundin Bea mit nach Hause zu bringen. Vor den Eltern musste er diese Beziehung ebenso geheim halten wie seine Drogensucht, die ihn immer tiefer ins kriminelle Milieu verstrickte. Ich wusste, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte. Eine

Hilfe konnte ich ihm dennoch nicht sein. Denn je tiefer Rashid fiel, desto mehr Lügen musste er verbergen. Zuletzt wurde er durch seine Drogensucht selbst für Aabid, seinen Chef, zum unkalkulierbaren Risiko. Er betrog ihn um Geld. Vor der Rache des Zuhälters rettete Rashid die Verhaftung und die anschließende Abschiebung.

Ich habe mich entschieden, die Geschichte von Rashid und seinen Freunden wie einen Roman zu schreiben. Alle Namen der hier auftretenden Personen habe ich geändert; manche habe ich mit anderen äußerlichen Attributen ausgestattet; Schauplätze habe ich in andere Straßen von Neukölln verlegt. In Rashids Geschichte habe ich einige wenige Episoden aus dem Leben anderer Jungen hineinmischen müssen, um andere nicht zu gefährden oder die, die inzwischen anderswo ein neues Leben aufgenommen haben, wie auch Rashids Familie, nicht noch wieder mit der Vergangenheit zu konfrontieren. Diese Verfremdungen waren notwendig, um die Beteiligten und auch mich selbst zu schützen.